



BERLIN REVISITED  
PETER SCHÄFER

---

Geboren 1943. Studium der Judaistik, Semitistik und Theologie in Bonn, Jerusalem und Freiburg. Promotion zum Dr. phil. 1968 in Freiburg, Habilitation 1973 in Frankfurt a. M. 1974–83 Professor für Judaistik an der Universität Köln, 1983–2008 an der Freien Universität Berlin; seit 1998 Professor of Religion und Ronald O. Perelman Professor of Jewish Studies an der Universität Princeton, seit 2005 Director, Program in Judaic Studies. Gastprofessuren an den Universitäten Jerusalem, Yale, Oxford, am Jewish Theological Seminary of America, New York und am Institute for Advanced Study Princeton. Dr. theol. h. c. der Universität Utrecht (1993), Dr. phil. h. c. der Universität Tel Aviv (2007). Letzte Bücher: *Judeophobia: Attitudes Toward the Jews in the Ancient World* (1997, 1998; ital. 1999, franz. 2003); *Mirror of His Beauty: Feminine Images of God from the Bible to the Early Kabbalah* (2002, 2004; deutsch 2008); *Jesus in the Talmud* (2007, deutsch 2007). – Adresse: Department of Religion, Princeton University, 1879 Hall, Princeton, NJ, 08544, USA. E-Mail: pschafer@princeton.edu

Wir dachten, wir kannten Berlin und auch das Wissenschaftskolleg recht gut – nach zwanzig Jahren an der FU und vielen Besuchen im Kolleg zu Vorträgen mit den berühmten Einführungen von Wolf Lepenies und den nicht weniger berühmten Mittag- und Abendessen. Das sollte sich als Irrtum erweisen. Was Berlin betrifft, so hatte sich unsere Kenntnis des Grunewalds auf genau den Weg von Wilmersdorf (unserer Berliner Wohnung) zum Wissenschaftskolleg beschränkt, wie sich schnell herausstellte, eine sehr begrenzte Sichtweise. Die Villenkolonie Grunewald war uns fremd – und sollte uns auch in diesem Jahr fremd bleiben. So sehr wir die wunderschönen Seen und Wälder zu lieben

lernten, so glücklich wir waren, in der Villa Walther eine Wohnung im Altbau mit seinen hohen Decken (und dem direkten Blick vom Schlafzimmerfenster auf die mahnende Losung „Carpe Diem“) erwischt zu haben, wir konnten die vielen Schilder auf den Grunewalder Villen nicht verdrängen, die davon berichten, welche jüdische Familie wann daraus vertrieben wurde.

Was das Kolleg betrifft, so war mein erster Besuch ein traumatisches Erlebnis. Im Januar 1984, nachdem ich gerade an die FU berufen worden war, hatte Peter Wapnewski mich zum Mittagessen eingeladen, weil er den neuen Berliner Judaisten und Nachfolger Jacob Taubes kennenlernen und den Fellows vorstellen wollte. Ich hatte am Tag vorher erfahren, dass mein Kölner Kollege Hermann Greive von einer Studentin erschossen worden war, die als Motiv angab, Judaistik solle und dürfe von Nichtjuden nicht gelehrt werden. Zunächst hatte ich die Einladung absagen wollen, bin dann aber doch gegangen und erinnere mich noch, wie ich halb betäubt in der Schlange zur Essensausgabe stand – zwischen Peter Wapnewski und aufgeregten Fellows, die diese tödliche Blüte deutscher Befindlichkeit zu verstehen und kommentieren suchten.

Danach war ich oft im Kolleg, glücklicherweise unter anderen und besseren Umständen. Und doch war jetzt alles ganz anders, als regulärer Fellow, gewissermaßen als outsider-turned-insider. Ich liebte die Mittagessen, die von manchen Fellows als Zwangsbegegnung und unwillkommene Unterbrechung des Arbeitstages empfunden wurden und werden. Nicht nur weil ich gerne esse und weil sie meinen Tag strukturierten, sondern weil sie mir ungeahnte Einblicke in andere Wissenschaftsbereiche und Themen verschafften. Wenig davon ist vermutlich direkt in meine eigene Arbeit eingegangen, aber manches hat – hoffentlich – meine Denkweise verändert. Dieser Effekt ist von unseren Vorgängern schon oft erwähnt und gelobt worden, aber er kann nicht genug betont werden. Möge das Wiko auch in Zukunft allen Versuchen widerstehen, die Mittagessen abzuschaffen. Ich spreche aus Erfahrung: Aus einer anderen, hier nicht näher zu benennenden Institution, die diesen segensreichen Zwang nicht kennt, bin ich nach einem Jahr frustriert und geistig erschöpft hervorgekommen. Wer kann sich schon ein Jahr lang nur mit sich selbst und seinem Forschungsthema beschäftigen? Da kann das Paradies schnell zur Hölle werden. Natürlich haben auch die Dienstagskolloquien das Ihre zur geistigen Erneuerung beigetragen. Ich habe zwar mehr über, sagen wir, *constitutional law* gehört, als ich jemals dachte, wissen zu wollen – und doch haben diese und viele andere Vorträge mich in ungeahnter Weise bereichert. Und zwar gerade Vorträge, die nichts mit meinem Arbeitsgebiet zu tun haben. Wenn ich nur unter Judaisten hätte sein wollen, wäre ich in eines der einschlägigen

Institutes of Advanced Study gegangen (von denen es durchaus einige gibt), aber Judaisten kenne ich mehr als genug.

Meine beiden Hauptforschungsgebiete sind das spätantike Judentum und die jüdische Mystik. Fast beschämt gestehe ich, dass ich *eine* Erwartung des Kollegs nicht erfüllt habe. Zahlreiche Arbeitsberichte der Fellows beschreiben, wie unsere glücklichen Vorgänger unter dem Einfluss des geistigen Austauschs im Kolleg flugs ihre ursprünglichen Pläne aufgaben und etwas ganz Neues und Unerhörtes wagten oder doch wenigstens ihre Pläne entscheidend modifizierten. Mir klingt noch in den Ohren, wie der Rektor zu Beginn des Jahres betonte, dass es gar nichts mache, wenn wir unsere ursprünglichen Vorhaben nicht zustande brächten, ja dass es fast willkommener sei, wenn das Kolleg der Katalysator ganz neuer – und natürlich besserer – Projekte würde. Nun, dazu hat es bei mir nicht gereicht. Ich bin genau wie geplant vorgegangen, habe in den ersten drei Monaten ganz zielstrebig eine umfangreiche Monographie über *The Origins of Jewish Mysticism* abgeschlossen, an der ich schon lange arbeitete. Immerhin kann ich sagen, dass der Freiraum des Kollegs (nicht nur die freie Zeit, sondern eben auch die inspirierende Atmosphäre) den ersehnten Abschluss dieser Monographie ungleich zügiger gestaltete, als dies unter den normalen Bedingungen möglich gewesen wäre. Ein Knoten war geplatzt, und ich konnte plötzlich die Einleitung und den Schluss in einem Zug niederschreiben.

Unmittelbar danach habe ich ebenso zielstrebig eine neue Monographie über mein vorgesehene Forschungsthema begonnen: Die Entstehung des Christentums aus dem Judentum bzw. genauer: die Einwirkungen des entstehenden und sich dogmatisch entfaltenden Christentums auf das rabbinische Judentum der Spätantike. Geholfen hat dabei sicher, dass dieses Thema mit der jüdischen Mystik rein gar nichts zu tun hat. Den Anfang machte mein Kolloquiumsvortrag im Januar „Why Did the Baby Messiah Disappear? The Birth of Christianity from the Spirit of Judaism“, gefolgt von einer systematischen Analyse der einschlägigen rabbinischen Quellen (meist Auseinandersetzungen zwischen Rabbinen und *minim*, d. h. allen Arten von Dissidenten und Häretikern) zum Verhältnis von Judentum, römischem Staat, griechisch-römischer Religion, Christentum, Gnosis, etc. Als wichtiges Ergebnis zeichnet sich ab, dass wir aufhören müssen, die Gegner der Rabbinen in statischen und fest umrissenen Gruppen zu suchen (*das* „Christentum“, *das* „Judenchristentum“, *die* „Gnosis“). Vielmehr waren diese Gruppen sehr viel bunter und länger im Fluss, als wir bisher wahrhaben wollten, und haben in dem langwierigen und komplizierten Prozess der Herausbildung ihrer jeweiligen Identitäten in positiver wie in negativer Weise aufeinander eingewirkt. Immerhin habe ich eine andere „Vorgabe“ erfüllt: Es ist mir nicht

gelingen, dieses Manuskript abzuschließen, doch ist es so weit gediehen, dass das Ende absehbar ist.

Ein ganz unerwarteter Höhepunkt meines Kollegjahres fällt etwas aus dem Rahmen der üblichen Aktivitäten im Kolleg. Christoph Marksches und ich hatten verabredet, als wir uns in Bonn bei einer DFG-Sitzung trafen, während meines Aufenthaltes am Kolleg ein gemeinsames Seminar über jüdische und christliche Kosmologie in der Antike zu veranstalten. Wir wollten zusammen mit ausgewählten Studenten, Postdocs und Kollegen einschlägige Texte der Rabbinen und der Kirchenväter jeweils in den Originalsprachen (Hebräisch, Aramäisch, Griechisch, Latein) lesen und diskutieren. Aufgrund der vielfältigen Verpflichtungen eines Präsidenten der Humboldt-Universität gestaltete sich die Terminsuche dann schwieriger als erwartet (und schrumpfte das ursprünglich mehrtägig geplante Seminar auf einen Tag zusammen) – aber was dann am Ende doch dabei herauskam, hat alle unsere Erwartungen übertroffen. Wir haben uns auf der jüdischen Seite auf Texte aus dem Midrasch Bereschit Rabba („Großer Kommentar zur Genesis“), dem babylonischen Talmud und aus dem kosmologischen Traktat Seder Rabba di-Bereschit („Große Schöpfungsordnung“) konzentriert und auf christlicher Seite auf Homilien und Kommentare des Kirchenvaters Origenes zur Genesis. Origenes (gest. 254 n. Chr.) wirkte lange in Caesarea Maritima in Judaea, das gleichzeitig auch ein wichtiges Zentrum rabbinischer Gelehrsamkeit war. Wir wissen, dass er Kontakt mit Rabbinen hatte und sich mit ihnen über theologische Fragen austauschte – während manche der Rabbinen, die uns aus ihren Diskussionen mit „Häretikern“ bekannt sind, gerade auch in Caesarea lebten. Was läge näher, als die Genesiskommentare dieser Rabbinen und des Origenes zusammen zu lesen und zu vergleichen?

Leider findet genau dies so gut wie gar nicht statt. „Judaistik“ und „Alte Kirchengeschichte“ sind nicht nur zwei getrennte „Disziplinen“, die eine sehr unterschiedliche Ausbildung (nicht zuletzt auch in den relevanten Sprachen) verlangen; sie werden zudem in zwei verschiedenen und in der Regel streng voneinander getrennten Fakultäten oder Fachbereichen betrieben, den Geschichts-, Kultur- oder auch Religionswissenschaften auf der einen und der Theologie (gar noch aufgeteilt in Evangelische und Katholische Theologie) auf der anderen Seite. Als die Judaistik erstmals nach dem 2. Weltkrieg – d. h. wohl nicht zufällig nach der weitgehenden Vernichtung des europäischen Judentums – als eigenständiges Fach an deutschen Universitäten installiert werden konnte (der erste Lehrstuhl war der 1964 an der Freien Universität eingerichtete und mit Jacob Taubes besetzte Lehrstuhl), machte es Sinn, dass diese alles daransetzte, sich von den übermächtigen Mut-

terdisziplinen, aus denen sie hervorgegangen war (der Theologie und der Orientalistik), zu emanzipieren. Diese Abnabelung ist aber inzwischen längst vollzogen – mit ihren positiven wie auch negativen Folgen. Die Judaistik ist in Deutschland fest etabliert, und nur wenige würden ihr heute noch ein Daseinsrecht außerhalb der christlichen Theologie bestreiten wollen. Aber es spricht sich auch immer mehr herum, dass die gegenseitige Abgrenzung teuer erkaufte wurde, ganz sicher, was die Antike und das Mittelalter betrifft. Hier sind beide Religionen so eng aufeinander bezogen (im guten wie im schlechten Sinne), dass eine säuberliche Trennung der Disziplinen absurd wird. Wir können die Herausbildung des rabbinischen Judentums in der Spätantike mit seinen sehr eigenen Akzenten schlechterdings nicht begreifen, wenn wir nicht verstehen, wie sich zur gleichen Zeit das Christentum entwickelt und dogmatisch definiert hat. Und wir können auch die dogmatische Selbstfindung des Christentums – etwa im Blick auf die zweite göttliche Person – nicht verstehen, wenn wir keine Idee von den binäritischen Ansätzen im zeitgenössischen Judentum (Weisheit, Logos) haben.

Das Seminar im Wissenschaftskolleg hat unseren Sinn für dieses strukturelle Problem geschärft. Vor allem aber hat es uns großen Spaß gemacht, und wir sind fest entschlossen, es weiterzuführen. Die passende Form zwischen Princeton und Berlin müssen wir noch finden, aber wir haben keinen Zweifel daran, dass uns dies gelingen wird.